№ 11. Erster Jahrgang. 1840.



Redakteur: **Reymann.** (Glatz, den 14. März.) Druck bei **J. Jungfer.**

Der Mond.

Ich sitz' in meinem Stübchen
So einsam und allein,
Und schon erlischt allmählig
Der Lampe matter Schein.

Als ob er sagen wollte:
„Es ist schon spät bei Nacht,
Geh', Lieber, geh' zur Ruhe,
Hast lang' genug gewacht!"

Doch sieh', da blicket freundlich
Der liebe Mond herein,
Und streut durch's enge Stübchen
Mir seinen Silberschein.

Und ach! ich seh' so gerne
Den stillen Wandler an,
Daß ich's Euch gar nicht sagen,
Euch nicht beschreiben kann.
Er bringt vom treuen Liebchen
Den fernen, fernen Gruß,
Das ist's, daß ich so freundlich
Stets nach ihm sehen muß.

Doch dunk'le, trübe Wolken
Verhüllen nun sein Licht,
Sie gönnen mir die Freude
Und diesen Anblick nicht.

So lebe wohl und leuchte
Mit deinem sanften Schein
Dem fernen, treuen Liebchen
In's stille Kämmerlein.

Sag' ihm in meinem Namen
Recht freundlich: „gute Nacht!"
Sag' ihm: „Wenn Alles schlummert,
Der Liebe Sehnsucht wacht!" —

Die Räuberburg in Ruppersdorf. *)

(Schlesische Sage.)

Wo jetzt die herrschaftlichen Gebäude von Ruppersdorf stehen, erhob sich vor einigen Jahrhunder=

*) Bei Strehlen.

ten eine einsame Burg. Ihre Bewohner waren Raubritter. Von dem hohen Thurme mußte stets einer ihrer Untergebenen in der Gegend sorgfältig umherspähen, damit kein Wanderer unberaubt vorüber zöge. Zur Zeit der Nacht, wo Dunkelheit den fernen Reisenden vor Entdeckung schützte, ließen sie es sich nicht verdrießen, auf den am meisten betretenen Wegen auf Opfer ihrer schändlichen Angriffe zu lauern, wie der emsige Jäger auf das Wild des Waldes. Schon lange übten sie solchen Frevel an den Menschen; die Gegend ihres Aufenthaltes war weithin gefürchtet und verrufen; nicht leicht wagte Jemand aus der Nachbarschaft, mit Sachen von einigem Werthe die Pfade zu betreten, welche diese Unholde beherrschten; nur noch Leute von bettelhaftem Ansehen und Reisende, deren Heimath weit lag und die von der drohenden Gefahr keine Ahnung hatten, kamen in die Nähe des unheimlichen Schlosses. Daher unternahmen dessen gewissenlose Bewohner nicht selten auch Raubzüge in entferntere Theile des Landes und verschafften sich durch unvermuthete Angriffe eine reiche Beute, um daheim das gewohnte schwelgerische Leben roher Genußmenschen fortführen zu können. Zahllose Mordthaten, welche sie bei ihren Räubereien vollbracht hatten, lasteten auf ihren Seelen; aber bei der Entartung ihres Herzens fühlten sie nicht diese Last, vielmehr sahen sie immer wieder mit freudigem Blicke das Blut der Mitmenschen fließen, welche bei dem geringsten Versuche, ihr Eigenthum zu vertheidigen, von ihren Schwertern schonungslos niedergestoßen wurden. Doch wurde endlich das Maaß ihrer Schuld voll; es nahte ihnen die Stunde der Vergeltung.

Einst zog in einer mondhellen Nacht ein rüstiger Wanderer harmlos seines Weges in der Nähe der Räuberburg; er schien ihr in düsteres Halbdunkel gehülltes Gemäuer nicht zu bemerken, und noch viel weniger etwas von der verruchten Lebensart ihrer Bewohner zu wissen. Mit einem frommen Liede begleitete und erleichterte sein Mund die Arbeit seiner fleißigen Füße und sein Blick schaute unverwandt vorwärts, dem Ziele seiner Reise entgegen. Plötzlich springt hinter einem dichten Gesträuch ein bewaffneter Ritter hervor und versperrt ihm den Pfad.

„Halt!" tönt's von einer furchtbaren Stimme, „gieb dein Geld und dein Gut, willst du ruhig weiter reisen?"

„Edler Ritter!" erwiederte der erschrockene Wanderer, „mit welchem Rechte thut ihr an mich eine solche Forderung? Wahrlich! es ziemt euch nicht."

„Unverschämte Frage!" schreit ungeduldig der Ritter, „dir bin ich keine Rechenschaft schuldig. Kurz, gieb gutwillig das Deine!"

„Verzeiht, edler Ritter!" entgegnete bittend der Reisende. „Wäre das, was ich bei mir trage, mein Eigenthum, so könnte und würde ich gern eurem Verlangen willfahren, aber es gehört Alles meinem Herrn, in dessen Geschäften ich reise; und ihm bin ich Rechenschaft schuldig."

„Das kümmert mich nicht;" erhält er zur Antwort; „mach keine leere Ausflüchte, Elender! Gieb, was du hast, oder laß auch dein Leben hier!"

Und mit gezücktem Schwerte drang der wilde Ritter auf ihn ein, im Begriff, seine Drohung bald zu erfüllen. Pfeilschnell sprang der Gefährdete zurück und rief hastig: „nehmt Alles, nehmt Alles hin und weihet mich nur nicht dem Tode! Habt nur einen Augenblick Geduld! ich lege euch Alles, was ich habe, ehrerbietig zu Füßen."

Durch diese Bereitwilligkeit besänftigt, stand der Räuber von seinem Beginnen ab und senkte nachläßig seine blinkende Waffe, um die freiwillige Ueberlieferung des geforderten Gutes durch den Wanderer abzuwarten. Dieser schien auch sein Versprechen alsbald in Ausführung bringen zu wollen, warf seinen knotigen Reisestock auf die Erde und griff in gekrümmter Stellung in seinen Busen. Aber bald änderte der Ritter seinen Sinn und schwenkte wieder mit erneuter Wuth das Werkzeug des Todes gegen den Wanderer.

„Fort auf unsere Burg, elender Bube!" donnerte seine Stimme. „Bringe selbst dorthin deine Habseligkeiten und büße dort erst für deine lange Weigerung und für deine unverschämte Rede."

Bald erschienen auch noch mehrere andere der Raubritter und ihrer Untergebenen, und der arme Reisende mußte vor ihnen ohne Verzug rasch nach dem nahen Räuberschlosse schreiten. Hier wurde er alles dessen beraubt, was er trug; selbst seine Kleider ließ man ihm nicht; mit elenden Lumpen, die gegen Kälte nicht schützen konnten, mußte er seine Blöße decken. Er sollte in einen engen und finsteren Kerker abgeführt werden, um mehre Wochen lang bei Hunger und Durst für sein Sträuben zu schmachten, als in seinem Anzuge ein scharfer Dolch gefunden wurde. Kaum bemerkte der Ritter, welcher ihm

den Weg vertreten hatte, diese Entdeckung, als er in dem wildesten Zorne ausrief: „Wie! der Schurke hat sich wehren wollen! Mit diesem Dolche beabsichtigte er mir das Leben zu rauben. Nach diesem, nicht nach Kostbarkeiten suchte er in geheuchelter Demuth in seinem Busen, als er sich endlich meinem Verlangen fügen wollte. Stoßt ihn nieder, den verruchten Mörder! Stoßt ihn nieder! oder ich selbst durchbohre sein schändliches Herz mit meinem Schwerte."

Schon zog er dieses aus der Scheide, sich selbst vor Wuth nicht kennend. Da brachte ihn einer seiner Genossen, der eine besondere Achtung zu genießen schien, durch die Aeußerung einer anderen Meinung zur Ruhe. „Sterben muß er!" sprach er mit kalter Besonnenheit. „Aber was für eine Strafe ist ein schneller Tod durch einen einzigen Stoß einer Eisenspitze? — Langsam sterben, allmälig vergehen ohne enden zu können, jeden Augenblick den Schmerz des Todes in sich fühlen, muß der Bube für solchen Frevel. Werft ihn in seinen Lumpen in das engste und finsterste Loch unserer Burg; gebt ihm nur so viel Brod und Wasser, daß er stets vor Hunger und Durst umzukommen vermeint, aber doch am Leben erhalten wird. Ist der wohlgenährte Bursche bei solcher Kost zum bloßen Gerippe geworden, dann erbarmt euch seiner und schafft ihn durch einen Gnadenstoß von dieser Welt."

Dieses Urtheil wurde von allen Rittern mit Freuden bestätigt. An Vertheidigung, an Mitleid war bei ihren entmenschlichten Gemüthern nicht zu denken. Der schuldlose Gefangene wurde daher sogleich in einen schauervollen Kerker gebracht. In diesem war fast jede freie Bewegung unmöglich; von den feuchten Wänden tropfte schmutziges Wasser; faulendes Stroh war auf dem modrigen Boden sein Lager; kein menschlicher Laut drang bis in diesen grabähnlichen Raum. Die ihm zugetheilte Nahrung vermochte kaum die Lebenskraft in ihm zu erhalten. In wenigen Wochen war er durch die verzehrenden Qualen des Hungers und des Durstes und durch die gefährlichen Einflüsse einer verpesteten Luft einem Schatten gleich geworden, wie seine unbarmherzigen Peiniger beabsichtigt hatten. Diese ließen ihn endlich aus seinem Gefängnisse holen, um ihren Blick an seiner Jammergestalt zu weiden und ihn dann zu ermorden. Hatte er sich in seiner ewigen Nacht den Tod oft sehnlichst gewünscht, so erwachte jetzt wieder die Lust zum Leben mit einer unbezwinglichen Stärke, als er wieder das Licht des Tages erblickte und in den um den Zechtisch sitzenden Rittern, Bilder eines kräftigen Daseins sah.

„Nun! wackrer Held!" spottete einer der halb trunkenen Unholde, „ist dir das Gelüst vergangen, das Herz eines edlen Ritters zum Ziele deines Mordwerkzeuges zu machen? — Ist endlich das Uebermaaß deines Muthes verschwunden, das dich zu Frevelthaten trieb?" —

Jeder bot seinen ganzen Witz auf zu kränkenden Spöttereien und zu groben Schmähungen. „Schafft ihn fort!" gebot endlich der angesehenste der Raubgenossen. „Diese Knochen gehören unter die Erde. Macht's kurz mit ihm!"

Da raffte der unglückliche Gefangene seine ganze Kraft zusammen, warf sich vor seinen Henkern auf die Kniee und bat flehentlich um Erbarmen. „Schenket mir das Leben! edle Ritter!" rief er mit krampfhafter Stimme. „Habt Mitleid! Verzeiht großmüthig, wenn ihr glaubt, ich habe an euch freveln wollen. Ich habe gebüßt, schrecklich gebüßt! O hättet ihr nur eine Ahnung von dem, was ich gelitten! Tausendfach habe ich den Schmerz des Todes empfunden. O seht mich mit milden Blicken an! Was nützt euch mein Tod? Welchen Nachtheil kann euch der schwache Rest meines fast erloschenen Lebens bringen? Schenkt mir diesen großmüthig, laßt mich, wie ich hier bin, halb todt von hinnen ziehen. Meine Seele soll stets euren Edelmuth preisen. Habt Erbarmen mit mir, wie Gott Erbarmen hat mit den Sündern!"

„Wie beredt der Mensch spricht!" bemerkte unter höhnischem Lachen ein Ritter. „Fast bestechen mich seine schönen Worte. Hört meinen Vorschlag, Freunde! Lassen wir Gnade für Recht ergehen! Von ihm selbst soll es abhängen, ob er frei fortziehen kann, oder hier sein Grab findet. Schon längst haben wir einen Graben um das Burgverließ gewünscht. Macht er einen solchen, zwanzig Fuß tief und achtzig Fuß im Umfange, in vier Tagen, so hat er sich selbst gerettet; vollbringt er aber in der genannten Zeit das Werk nicht, so bleibt's beim Alten. Da er so eindringlich reden kann, und so kräftig handeln wollte, so ist an der glücklichen Ausführung nicht zu zweifeln. Zu dem wollen wir uns in der Großmuth selbst übertreffen. Während der Arbeitszeit gewähren wir ihm so viel Brod und so viel Wasser, als sein Herz verlangen wird."

(Beschluß folgt.)

Ueber Pasquille.

Glatz, den 8. März 1840.

Nicht allein hier, sondern auch nach der heutigen Zeitung in einer kleinen Nachbarstadt, äusert sich die sträfliche Neigung zur obscuren Offensive, und es bewährt sich Schillers Spruch: die Feigheit herrschet, die Hinterlist bei dem feigen Menschengeschlechte, in plumpen Affichen. Oeffentlich getraut ein Pasquillant seine boshaften Anfeindungen nicht zu behaupten, deshalb wählt er, wie der italienische Meuchelmörder, das nächtliche Dunkel. Dieses muß ihn schützen, seine erdichteten Lästerungen, die des Nächsten Ehre und Unschuld kränken sollen, an das Licht der Welt zu bringen. Vor solchen im Finstern schleichenden Ehrendieben ist auch der rechtlichste Mann nicht sicher, und sie sind um so verabscheuungswürdiger, weil nicht selten ganz unschuldige Personen und Gesellschaften verdächtigt werden. Es ist nur zu beklagen, daß es doch noch Leute giebt, welche die hämische Schadenfreude, den einzigen Lohn eines Pasquillanten, durch geschäftiges Verbreiten des Inhalts solcher Affichen zu nähren suchen, wenn er in seinem ehrlosen Winkel erfährt, wie eifrig seine Pasquille gelesen, abgeschrieben, im höchsten Vertrauen mitgetheilt und belacht werden.

Die böse Lust, Pasquille zu schmieden, ist sehr alten Ursprungs und soll sich von einem lustigen Manne, Namens Pasquin, aus Rom herschreiben, der die Vorübergehenden mit witzigen Einfällen unterhiel. Vor dessen Hause soll noch heute eine alte heidnische verstümmelte Säule des Jupiter-Kapitolinus stehen, woran solche Schmähschriften, Pasquille genannt, affigirt wurden. Nicht weit davon soll eine andere Säule, marsorius, der Rumpf einer alten Statue des Mars, in foro martio, liegen, woran die Fragen standen, welche Pasquin beantwortete.

Die Natur dieser Antworten hat aber heute eine gemeinschädliche Richtung genommen, und es ist nicht allein Pflicht der Behörden, die Verfertiger solcher Schmähschriften zu ermitteln, sondern auch jedes rechtlichen Mannes, ohne erst für die Entdeckung eine Prämie zu erwarten.

Der ehrliche rechtschaffene Mann mit reinem Gewissen darf sich vor keinem Pasquill fürchten, sondern Verachtung, großmüthige Verachtung ist die schärfste Geißel, den Pasquillanten zu strafen; sie ist das zuverläßigste Mittel, ihn zu bessern, weil er seine böse Absicht ohne allen Effekt sieht. Der brave Mann beherzigt den Spruch:

Wenn Dich die Lästerzunge sticht,
So hat das nichts zu sagen;
Die schlecht'sten Früchte sind es nicht,
Woran die Wespen nagen.

Miscelle.

Ein armer Tagelöhner fuhr einen mit Holz schwer belasteten Schiebkarren nach Hause; sein Hund half ihm als Zugpferd. Ein Franzose mit Tornister und Gewehr beschwert, ereilt ihn, und als er den, vor dem Karren sich quälenden Hund sieht, ruft er aus: „Ah! pauver bète! Halte! Spann aus der Und!" „Gehe er seine Wege!" antwortete ihm der Tagelöhner sehr unsanft, „was geht ihn der Hund an! — „Sacre mon Dieu!" schreit der Franzose, „Ick sagen, spann aus! ick selbs will vorspann!" „Nun meinetwegen! will er Hund sein," spricht phlegmatisch der Karrenschieber, „so kann mein Fix sich ruhen. Aber kaum hat er die Karre niedergesetzt, so hat der Franzos auch schon dem Hunde die Freiheit gegeben, und sich das Geschirr desselben über die Schulter geworfen. „Allons marche!" sagt er nun, und so ging die Reise vorwärts. Einen dreiviertel Meilen weiten Weg hatten sie, ohne zu ruhen, zurückgelegt, als sie vor der Wohnung des Kärners hielten und dieser dem Franzosen „Halt!" zurief. „Wohn Sie hier?" fragte sich umdrehend der Soldat, dem der Schweiß in großen Tropfen vom Gesicht rann. „Ja!" sagte dieser, „ich danke Ihm auch für seine Mühe!" — „Ah! niks Dank!" und indem er das Geschirr abstreifte und zur Erde warf, rief er den Hund, den er streichelte und der ihm dankbar die Schweißtropfen von der Montirung lekte. „Hör Sie!" rief er dem Tagelöhner zu: „Komm Sie her! hier ist 3 Grosch, Sie mack der Und ein gut warme Bouillon! Is verstand? werd sehn, komm ick retour in ein paar Stund!" Er streichelte den Hund nochmals freundlich, und verfolgte frohen Muthes seinen Weg weiter.

Charade.

Wenn du von Arbeit matt und müde
Vollendest der Geschäfte Lauf,
Nimmt meiner Ersten stiller Friede
In seinen Schooß Dich freundlich auf.

Von aller Mühe dann entbunden,
Folgt der Erholung süße Lust,
Und die dazu bestimmten Stunden
Verstreichen froh und unbewußt.

Von meiner Dritten mußt Du leben,
Sie wird, bei rechtem Maaß und Ziel,
Dir Nahrung, Kraft und Stärke geben;
Doch schadet sie durch allzuviel.

In meinem Ganzen liegt hienieden
Des Glaubens hohe Festigkeit,
Es fordert Deiner Seele Frieden
Und weis't Dich auf die Seligkeit.

Ein Herz, von stiller Andacht trunken,
Wird vom Genuße sanft bewegt
Und in ihm jeder Lebensfunken
Zum guten Vorsatz aufgeregt.

Auflösung des Räthsels in Nro. 10.: „Kuß."

Hiezu eine Beilage.